



Deutsche Internierten Zeitung.



Leutnant Voss †.



Erstes Spezialhaus der Schweiz

für feine

Reiseartikel • Lederwaren
Ledergalanterie.

Eigene Kofferfabrik.
Reparaturen schnellstens.

5 Prozent Skonto für deutsche Internierte.

Telephon 7521 • Reellste Bedienung.

Die deutschen Internierten
◇ in der Schweiz ◇

welche ihr Schuhwerk schnell, gut und billig
besohlt haben wollen, senden dasselbe an die

**Mechanische
Schuhsohlerei
Werner Sels, Zürich
Zähringerstraße 18**

Garantie für tadellose und solide Ausführung. Gutes
Material. Sohlen und Fleck Fr. 6.—. Handarbeit etwas
mehr. Besitzer ist zurzeit an der deutschen Front. Post-
sendungen innert Tagesfrist retour.

Es empfiehlt sich und bittet um geneigte Berücksichtigung

◇ **Frau Sels** ◇

Internierte 10 Prozent Rabatt.

Blumen-Arrangements

ooo aller Arten für Freud und Leid ooo

Blühende und Blattpflanzen

oo Palmen • Trauerkränze oo

Alles in reichster Auswahl bei prompter,
oooo preiswertester Bedienung ooooo

Blumenkrämer, Zürich

Telephon 1479 Hoflieferant Bahnhofstr. 38

Zürich! Besuchen Sie das in der
Kajernenstr. 15. nächst
der Kaserne befindliche

Café Helvetia!

Täglich ab 4 Uhr nachm. Künstler-
konzerte • Damenorchester „Emilia“
Direktion Fräulein E. Lüdde

Original Wiener-Küche • Münchener
Spezialitäten • Spielsaal mit 4 Billards

Es ladet höflichst ein
Josef Podneski
vor dem Kriege zehn Jahre Restaurateur in München

**Grieder
Seiden**

für Braut-, Hochzeit-, Gesellschafts- und Straßen-
Toiletten in unerreichter Auswahl. Verlangen Sie
unsere neuesten Muster und Kataloge. Damen-
und Herren-Modeartikel. Konfektion. Maß-Salons

Adolf Grieder & Cie., Zürich



Papst Benedikt XV. und die Kriegsgefangenen.

In Brunnen war's, am 26. April 1916. Fürst und Fürstin Bülow beehrten die Internierten mit ihrem Besuch. Die erhebende Ansprache des fürstlichen Exkanzlers gipfelte in einem ergreifenden Appell zur Dankbarkeit, zuoberst gegen Gott den Herrn. „Sie werden aber auch“, so fuhr der hohe Redner fort, „in Dankbarkeit gedenken des erhabenen Oberhauptes der katholischen Kirche, von dem der edle Gedanke ausgegangen ist, die Schwerverwundeten der kriegführenden Länder auszutauschen und in der neutralen Schweiz unterzubringen. In wahrhaft christlicher Liebe zur leidenden Menschheit und mit hohem Sinn hat Se. Heiligkeit Papst Benedikt XV. diesen hochherzigen Entschluß gefaßt und dann mit Weisheit, Geduld und kluger Umsicht seiner Durchführung den Boden bereitet und Anklang verschafft. Ich bin gewiß, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich Sr. Heiligkeit ehrfurchtsvollen und tiefgefühlten Dank darbringe.“

Gegenwärtig richtet sich die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Bemühungen des Papstes, die Anbahnung von Friedensverhandlungen zu vermitteln und überall regen sich stille Hoffnungen, daß seine Aktion von Erfolg begleitet sein möge. Da sei in Erinnerung gebracht, was Papst Benedikt XV. für die Entrechteten im gegenwärtigen Weltkriege, für die Kriegsgefangenen, getan hat. Entsprechend seiner heiligen Sendung war von Beginn des großen Völkerringens sein ganzes Bemühen darauf gerichtet, unnötige Härten der Kriegführung vermittelnd zu verhindern. Seine

besondere Fürsorge aber war allen jenen zugewandt, die leidende Opfer des Krieges geworden waren. Bereits im ersten Kriegsjahre trat Se. Heiligkeit mit dem Vorschlage an die Regierungen der kriegführenden Staaten heran, jene Kriegsgefangenen, die durch Verwundung oder Krankheit für jede militärische Verwendung untauglich geworden waren, aus der Kriegsgefangenschaft zu entlassen. Bereits im Januar 1915 wurde die Anregung verwirklicht und seither ist der Schwerverwundeten austausch zu einer ständigen automatischen Einrichtung geworden. Als die ersten, denen die päpstliche Initiative den Weg zur Heimat zurück geöffnet hatte, den vaterländischen Boden betraten, versäumten sie es nicht, ihrem hohen Sachwalter in Rom telegraphisch den innigsten Dank auszusprechen.

Der zweite Schritt zur Linderung des Gefangeneloses den der Papst unternahm, galt den deutschen und österreichischen Missionaren, die in Indien interniert worden waren und deren Behandlung ihrem Stande nicht entsprechend war. Durch den englischen Gesandten beim

Vatikan wurde der Papst bei der Regierung Großbritanniens vorstellig und erreichte, daß ihnen eine bessere, ihrem hohen Berufe würdige Behandlung zuteil wurde.

Eine Folge der Kriegsverhältnisse war auch die Gefangennahme zahlreicher Zivilpersonen, deren Lage mancherorts eine sehr harte geworden war. In liebevollster Besorgnis um deren Schicksal ersuchte der Papst zunächst die kriegführenden Mächte, mehreren Klassen freie Heimkehr zu ge-



Papst Benedikt XV.

währen. Einige Regierungen gingen darauf ein; man wollte zuerst alle austauschen, die zu Kriegsdiensten unbrauchbar waren und dann auch solche, die ein bestimmtes Lebensalter vollendet hätten. Über die Altersgrenze aber erhoben sich Gegensätze. England wollte den Austausch nur solchen gewährt wissen, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten hätten, Deutschland aber allen Fünf- und vierzigjährigen. Durch die erfolgreiche Vermittlung des preußischen Gesandten am Vatikan war es bereits zu einer Verständigung gekommen, da verschärften sich wiederum die Differenzen. Erst im November und Dezember 1915 gelang es, einen Austausch größeren Umfangs zu vereinbaren und durchzuführen.

Bereits während der Verhandlungen über den Austausch der schwerverwundeten Kriegsgefangenen war der Gedanke aufgetaucht, gewisse Kategorien kranker und verwundeter Kriegsgefangener, gemäß Artikel 2 der Genfer internationalen Übereinkunft von 1906, in neutralen Ländern zu internieren. Durch die Vermittlung des früheren schweizerischen Bundesrates Hoffmann waren zwischen der deutschen und französischen Regierung bereits Verhandlungen angeknüpft, die sich jedoch im März 1915 zerschlugen. Da war es wiederum Seine Heiligkeit, die den Gedanken von neuem aufgriff und seine Verwirklichung den kriegführenden Mächten nahelegte. Noch im Juni des gleichen Jahres richtete der Vatikan folgende Note an die beteiligten Staaten:

Der heilige Vater, Benedikt XV., immer von dem lebhaften Wunsche beseelt, so viel, wie ihm möglich ist, die schmerzlichen Folgen des gegenwärtigen Kampfes zu mildern und besonders den armen Kriegsgefangenen ihr Schicksal weniger schmerzhaft zu machen, hat sich beeilt, der schweizerischen Regierung — deren vornehme Traditionen von Gastfreundschaft der wesentliche Teil von dem Gegenwärtigen über den Austausch der gefangenen Invaliden ist — vorzuschlagen, daß sie in ihrem Territorium die kranken oder verwundeten Kriegsgefangenen aufnehmen möge.

Zu diesem Zwecke hat sich Seine Heiligkeit entschlossen, eine Vertrauensperson an Seine Exzellenz den Herrn Präsidenten des Schweizerischen Bundesstaates zu senden, der seine Zustimmung zu dieser humanen Anregung gern gegeben hat, indem er dem heiligen Stuhl anzeigte, daß die Bundesregierung bereit ist, an einem bestimmten Platze ihres Territoriums eine beträchtliche Anzahl von deutsch-österreichischen kranken oder verwundeten Gefangenen aufzunehmen und auf einer anderen Stelle der Schweiz eine entsprechende Zahl von französisch-englisch-belgischen Gefangenen, für welche die gleichen Bedingungen gelten. Die genannte Bundesregierung scheint keine Bedenken zu hegen, daß mit einer Zahl von 10000 von jeder Seite der Anfang gemacht werde.

Die Hauptlinien des Vorschlags sind folgende:

I. Jede Regierung müßte der schweizerischen Regierung alle Kosten ersetzen, die sie zugunsten der genannten Gefangenen aufwendet.

II. Während die schweizerische Regierung die Verantwortlichkeit für die Bewachung der ihr anvertrauten Gefangenen übernehme, würde Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei einerseits und Frankreich mit den Verbündeten andererseits die Verpflichtung übernehmen, wenn irgend einer ihrer betreffenden genannten Gefangenen im Stande sein sollte, zu entfliehen, er schnellstens an dieselbe Bundesregierung wieder übergeben werden soll.

III. Die Geheilten sollen an die Nation wieder ausgeliefert werden, welche sie als Gefangene hatte.

IV. Die Toten und Verwundeten werden nach und nach ersetzt.

Was die anderen Modalitäten des Vorschlags anbetrifft, so müßten diese zwischen der Schweiz und den kriegführenden Mächten direkt abgemacht werden.

Die österreichisch-deutsch-ottomanischen Gefangenen in Rußland, Serbien und Montenegro, und die russisch-serbisch-montenegrinischen Gefangenen in Österreich, Deutschland und der Türkei, die in der Schweiz nicht aufgenommen werden können, werden Gegenstand weiterer Bemühungen seitens des heiligen Stuhls sein, und wird letzterer nicht ermangeln, geeignete Verhandlungen mit den betreffenden Regierungen anzubahnen.

Die Erkenntnis der vielen vermittelnden Schritte, die ein Eingehen der Kriegführenden auf die Vorschläge der Note fordern würden und die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens mit der Eidgenössischen Regierung, veranlaßte den Papst, sich beim Bundesrat in Bern vertreten zu lassen, ein Schritt, der durch den Umstand von geschichtlicher Bedeutung ist, als bis dahin diplomatische Beziehungen zwischen der Eidgenössischen Regierung und dem Vatikan nicht bestanden. Als päpstlicher Delegat wurde der Auditor bei der apostolischen Nunziatur in München, Msgr. Marchetti nach Bern beordert. Seinen unermüdlischen Bemühungen, seinem rastlosen Eifer, in Zusammenarbeit mit Bundesrat Hoffmann, immer wieder zu vermitteln, immer wieder die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich der Durchführung des großen Gedankens stets von neuem entgegenstellten, ist es zu danken, daß zwischen Deutschland einerseits und Frankreich, Belgien und England andererseits das Abkommen über die Hospitalisierung kranker und verwundeter Kriegsgefangener zu stande kam. Am 27. Januar konnten die ersten hundert tuberkulösen deutschen Kriegsgefangenen bei ihrem Eintreffen in Davos ihrem Glücke in Dankestelegrammen an den Papst und den Schweizerischen Bundespräsidenten Ausdruck verleihen. Gemäß dem in der Note gegebenen Versprechen war der Papst in der Folgezeit unablässig bemüht, die Wohltat der Hospitalisierung auch den kranken und verwundeten Kriegsgefangenen der östlichen und südlichen Kriegsschauplätze zu erwirken. Die Verhandlungen mit der russischen Regierung waren bereits soweit gediehen, daß man hoffen konnte, die kranken und verwundeten Deutschen, Österreicher und Ungarn aus russischer Kriegsgefangenschaft in Rumänien zur Hospitalisierung zu bringen. Da trat Rumänien zugunsten der Entente aus seiner Neutralität heraus und brachte den schönen Plan zum Scheitern. Heute besteht dank dem Entgegenkommen der nordischen Regierungen auch zwischen den Zentralmächten und Rußland ein Hospitalisierungsabkommen, während durch das Anerbieten der niederländischen Regierung, auch ihr Land den Kriegsgefangenen zu öffnen, die wechselseitige Hospitalisierung deutscher und englischer Zivilgefangener auf eine bedeutend breitere Basis gestellt werden konnte. Sind auch in diesen Fällen die Vereinbarungen

der beteiligten kriegführenden Mächte ohne Vermittlung des Vatikans erreicht worden, so sind doch auch sie Früchte der päpstlichen Initiative und des Beispiels der Schweiz.

Auf Fürsprache Sr. Eminenz von Hartmann, Kardinal und Erzbischof von Cöln, hatte der Deutsche Kaiser verfügt, daß die kriegsgefangenen Geistlichen ohne Rücksicht auf ihren militärischen Rang als Offiziere zu behandeln seien. Auf Vorschlag des heiligen Stuhls gab Se. Majestät auch die Zustimmung, die 800 kriegsgefangenen französischen Geistlichen gegen 17 deutsche Geistliche auszutauschen, falls Frankreich sich verpflichtete, sie entsprechend der päpstlichen Anregung nur zur Seelsorge in die vielen vakanten Pfarreien Frankreichs, nicht aber wieder zum Kriegsdienst an der Front zu verwenden. Die Verwirklichung des Vorschlages, die im Interesse der Katholiken Frankreichs sicherlich zu begrüßen gewesen wäre, wurde durch die ablehnende Haltung des französischen Kriegsministeriums unmöglich gemacht. Neuerliche Verhandlungen aus jüngster Zeit sollen sich günstiger entwickelt haben.

Endlich ist noch der Initiative des Papstes zum Austausch von Familienvätern zu gedenken.

Ist hier der Erfolg über eine probeweise Internierung von je hundert deutschen und französischen Familienvätern nicht hinausgekommen, so steht doch zu erwarten, daß die geplanten Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich eine Durchführung des Gedankens in großem Stile bringen.

Am Erfolge gemessen sind die bisher aufgezählten Maßnahmen zur Verbesserung des Loses der Kriegsgefangenen die bedeutendsten, die der päpstlichen Initiative ihr Zustandekommen verdanken. Was Se. Heiligkeit darüber hinaus in unermüdlicher Fürsorge für die leidende Menschheit ohne Ansehen der verschiedenen Religionen und der konfessionellen Unterschiede gewirkt hat und stets noch wirkt, um dem bitteren Los der Kriegsgefangenschaft das Möglichste an Härte zu nehmen, läßt sich erschöpfend kaum darstellen. Auch die Vereinbarungen über die Rapatriierung von Hospitalisierten sind nicht zuletzt seiner tatkräftigen Vermittlung zu verdanken. So sind es immer wieder die Hospitalisierten, für die die päpstliche Vermittlungsarbeit die größte Bedeutung gewonnen hat. Möge der Dank aller Beglückten Se. Heiligkeit dafür erfreuen! R.

Aus eigener Kraft!

Von Dr. Scheibke.

Von seinen Kriegskosten hat Deutschland reichlich 60 Milliarden in langfristigen Anleihen untergebracht. Damit steht es an der Spitze aller kriegführenden Länder. Was diese gewaltige Leistung aber besonders hervorhebt, ist, daß sie das deutsche Volk aus eigener Kraft hervorgebracht hat. Auch die Kühnsten hätten vor dem Kriege die Möglichkeit solcher Kraftentfaltung selbst in normalen Zeiten in das Reich der Fabel verwiesen. Nun aber vollbringt sie ein Volk, das, von der Zufuhr so gut wie abgeschlossen, mit Aufbietung aller Kräfte gegen eine Welt von Feinden um sein Dasein ringt. Wer das bedenkt, der muß doch wohl fragen: Wie erklärt sich eine so gewaltige Kraftentfaltung?

Nun, Deutschlands Finanzkraft beruht auf seiner Wirtschaftskraft überhaupt. Und diese Wirtschaftskraft ist gewachsen und geworden in einer mehr als vierzigjährigen Friedenszeit, durch die Arbeit eines friedfertigen, fleißigen, wirtschaftstüchtigen Volkes. Wenn wir in der Wirtschaftsgeschichte dieses Volkes blättern, so kündigt Seite um Seite von Fortschritt und Entwicklung auf allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit. Hier zeigen uns die Zahlen der Statistik die gewaltige Aufwärtsbewegung der Erzeugung, sei es im Kohlen- oder Erzbergbau, sei es in der Eisen- oder Maschinenindustrie, in der Spinnerei und Weberei oder in der chemischen Industrie. Trotzdem sich Deutschland immer mehr von einem Agrarstaat zu einem Industriestaat entwickelt hat, wurde doch durch eine kluge Schutzzollpolitik die Land-

wirtschaft nicht vernachlässigt. Es ist bekannt, welche Steigerung in der Erzeugung im Ackerbau wie in der Viehhaltung, gestützt auf die Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik, die Landwirtschaft aufzuweisen hat. Auf dieser gesunden Mischung von Industrie und Landwirtschaft beruht Deutschlands Stärke im Kriege. Nur eine hochentwickelte Landwirtschaft konnte es fertigbringen, Heer und Heimat die ganze lange Zeit des Krieges aus eigener Kraft zu erhalten. Und nur eine leistungsfähige, im Frieden geschulte Industrie war imstande, aus eigener Kraft dauernd ein Millionenheer mit allem auszurüsten, was dieser gewaltige Krieg erfordert. Für unsre Lebensmittelversorgung arbeitet keine fremde Landwirtschaft und für die Beschaffung des Heeresbedarfs keine fremde Industrie, wie das bei unsern Feinden der Fall ist, denen bis zum Beginn des verschärften U-Boot-Krieges der Weltmarkt noch in weitem Umfange offen stand. Wir sind auf uns selbst gestellt.

Diese Abgeschlossenheit unsres Wirtschaftslebens hat uns gewiß viele Sorgen bereitet und uns manche Einschränkungen und Entbehrungen nach den verschiedensten Richtungen hin auferlegt. Aber gerade sie schuf die innere Geschlossenheit unsrer Wirtschaft, und auf sie stützt sich zum großen Teil unsre finanzielle Kraft. Die Anleihesummen, die das Reich von seinem Volke empfing, blieben im Inland und flossen dem heimischen Wirtschaftsleben immer von neuem zu. Das Reich wurde der größte

Auftraggeber. Die Aufwendungen für die Heeresverpflegung erhielt die Landwirtschaft, diejenigen für Ausrüstung und Munition strömten der Industrie zu, sei es als Arbeitslohn oder als Unternehmereinkommen. Teile davon wurden erspart; denn es wurde gut verdient. Die allgemeinen Einschränkungen im Verbrauch förderten zudem die Sparfähigkeit. Die ersparten Gelder bildeten neue Zeichnungsbeiträge für weitere Anleihen. Sie wurden verstärkt durch den Erlös verkaufter Warenvorräte, die wegen der Absperrung vom Auslande nicht erneuert werden konnten, sowie durch Rücklagen für Erneuerungen und Verbesserungen im Betriebe der Landwirtschaft wie in der Industrie. Die bereitliegenden Summen, die wohl zunächst die Form von Bargeldannahmen oder vorübergehend in Banken und Sparkassen Unterkunft suchten, drängten nach dauernder zinsbringender Verwertung. Dazu boten die alle halbe Jahre aufgelegten Kriegsanleihen die sicherste, beste und, man könnte fast sagen, die einzige Anlage. Denn wo hätten die ersparten und sonstwie im Wirtschaftsleben flüssig gewordenen Gelder alle untergebracht werden sollen? Zu Erweiterungen in der Industrie fehlten Rohstoffe und Arbeiter. Man mußte vielmehr, je länger der Krieg währte, zu immer weiter greifenden Einschränkungen nicht kriegswichtiger Erzeugung übergehen.

Die Geschlossenheit der deutschen Volkswirtschaft und der sich ständig erneuernde Kreislauf der Krieganleihegelder sind Deutschland zum Vorteil geworden. Während unsere Feinde ihre Lebensmittel, ihre Rohstoffe und ihren fertigen Heeresbedarf gegen hohe Preise in einem sehr großen Umfange vom Auslande beziehen und dafür gewaltige Summen ausgeben mußten, deckte Deutschland all diesen Bedarf zu geringeren Preisen im eigenen Lande. Es konnte den Krieg billiger führen als die Gegner und blieb vor der ungeheuren Verschuldung an das Ausland bewahrt. Die Einwirkung der Auslandsschulden auf die feindlichen Kriegsfinanzen wäre verhängnisvoll geworden, wenn es unsern Gegnern nicht gelungen wäre, einen Teil der Warenschulden mit Wertpapieren, Goldausfuhren und durch Aufnahme immer neuer Auslandsanleihen zu decken, welche letztere aber nur zu einem hohen Zinsfuß zu erhalten möglich waren. Die Verschuldung Frankreichs an Amerika allein beträgt zur Zeit 5,5 Milliarden, die seitens Englands 9,2 Milliarden Mark. In Italien und Rußland liegen die Verhältnisse ähnlich. Rußland hat sogar als Sicherheit für seine Schulden einen Teil seiner Bodenschätze an Amerika und England verpfändet und muß sich zudem von seinen Gläubigern eine Kontrolle gefallen lassen.

Der Vorteil der finanziellen Lage Deutschlands wird sich erst recht nach dem Kriege zeigen.

Bezahlen müssen alle Staaten ihre Kriegsschulden. Deutschland zahlt die laufenden Zinsen und die Tilgungsbeträge ausschließlich an seine im Lande befindlichen Gläubiger. Durch die Zinszahlungen stärkt es das Privateinkommen deutscher Bürger, und durch die Tilgungsbeträge gibt es ihnen das dargeliehene Geld wieder zurück zu produktiver Anlage in der heimischen Volkswirtschaft. Bei unsern Gegnern dagegen gehen diese Zahlungen für ihre Auslandsschulden der eigenen Volkswirtschaft verloren und verschlechtern die Zahlungsbilanz. Noch viele, viele Jahre werden die drückenden Auslandsschulden das Schuldnerland in wirtschaftliche Abhängigkeit vom Gläubigerlande — besonders von dem durch den Krieg reich gewordenen Amerika — erhalten. Deutschland steht in dieser Beziehung unabhängig da.

Die Werte der durch die Krieganleihen aufgebrauchten Gelder bedeuten keineswegs alle einen Verlust des deutschen Volksvermögens. Gewiß ist ein beträchtlicher Teil davon unwiderruflich in Rauch und Dampf aufgegangen. Ein anderer Teil, der zur Verpflegung und Bekleidung des Heeres verbraucht wurde, wäre auch sonst verbraucht worden, da ja die dem Heere angehörenden Personen auch hätten bekleidet und verpflegt werden müssen. Ein weiterer Teil aber ist werbend angelegt worden. Man denke nur an die großen Erweiterungen der heute für den Heeresbedarf arbeitenden Anlagen. Sie werden nach dem Kriege in Produktionsstätten für den Friedensbedarf übergeführt werden. Die im Kriege entstandenen Fabriken zur Herstellung von Stickstoff, Aluminium und Ersatzstoffen aller Art werden bestehen bleiben und ihre gewaltige Produktion wird uns in vieler Beziehung in unserem Rohstoffbezug vom Auslande unabhängiger machen.

Wohl ist in den Kriegsanleihen viel Kapital angelegt worden, das man zur Wiederaufnahme der Friedensarbeit dringend brauchen wird. Das muß wieder flüssig gemacht werden. Daß auch hier alles getan wird, um Deutschland auf eigenen Füßen zu erhalten, geht aus einer jüngst ausgesprochenen Erklärung des Reichsbankpräsidenten hervor, in der es heißt: „Es sind Maßnahmen ins Auge gefaßt, die nach menschlichem Ermessen ausreichend sein werden, um auch sehr große, auch nach Milliarden zählende Verkaufsanträge (von Kriegsanleihen) anzunehmen. Dieses Ziel wird, wie ich hoffe, die Reichsbank zusammen mit der gesamten Bankwelt erreichen. Auch hier sollen die Darlehenskassen, die ja überhaupt erst nach dem Kriege ihre volle Bedeutung erhalten, zur Lösung der Aufgaben mit herangezogen werden.“

Wenn es erst soweit sein wird, dann wird das deutsche Volk zeigen, daß es auch den Wiederaufbau der Friedenswirtschaft aus eigener Kraft vollführen wird.

Ein Notschrei des Mondes.

Von Prof. Dr. Plassmann, Münster.

Vor uns liegt ein hübscher Prospekt der Stanserhornbahn. Im Vordergrund sieht man die Türme von Luzern, dann streift der Blick über die beiden Brücken hinweg zu den prächtigen Bergen; der Scheinwerfer schleudert einen gewaltigen Strahl über den See bis in die Gegend der Hofkirche. Rechts neben dem höchsten Gipfel des Stanserhorn prangt am sternbesäten Nachthimmel eine schöne Mondsichel; und diese Mondsichel ist falsch, ja sie ist einfach unmöglich.

Wie nämlich ein Blick auf die Landkarte zeigt, ist das Horn fast genau südlich von Luzern gelegen. Der Mond steht, wie gesagt, rechts neben dem an sich schon auf der rechten Seite stehenden Horn, ist also bereits etwas über den Meridian hinausgelangt. Man hat die alte Sichel gezeichnet, die die Wölbung nach links wendet. Diese alte Sichel, vielleicht vier Tage vor dem Neumond, geht bekanntlich früh vor der Sonne auf und steht in den späten Vormittagsstunden im Süden, kurz vor Mittag erst in der auf dem Prospekt gewählten Himmelsgegend. Dann stehen keine Sterne am Himmel, und auch der Scheinwerfer kann sich nicht zur Geltung bringen.

Es denke nur keiner, wir wollten nur gerade auf diesem kleinen bunten Fahrplänchen herumhacken. Der gute Mond spielt überhaupt in der bildenden Kunst eine traurige Rolle. Haben sie schon eine Ansichtskarte gesehen, die ihn am richtigen Orte und in richtiger Gestalt zeigte? Höchstens wird das dann gelingen, wenn man der Karte eine wirkliche Photographie nicht nur der Gegend, sondern der mondbeleuchteten Gegend zugrunde legt. Dann ist bei der starken Veränderlichkeit der Lage der Mondbahn am Himmel selbst der Fall denkbar, daß ein Fachmann, dem die Gegend vertraut ist, durch geschickte Kombination Jahr, Tag und Stunde der Aufnahme herausfindet. Meistens findet er nur heraus, daß der Künstler mit voller Willkür gehandelt hat. Es braucht nicht mal so toll zu kommen, wie auf einer uns gleichfalls vorliegenden Ansichtskarte vom Heidelberger Schloß, wo der Vollmond in der unmöglichen Höhe von etwa 70 Grad am Himmel prangt, und dabei genau im Norden!

In einem Werke von Sven Hedin („Durch Asiens Wüste“) finden wir die schreckliche Nacht geschildert, die den berühmten Forscher und seine Begleitung in die Gefahr des Verdurstens brachte. Der Illustrator erläutert die Situation durch ein schönes Nachtstück. Aber dort wünscht man den Mond weg; denn weil die Ereignisse genau datiert sind, kann man nach dem Kalender feststellen, daß Luna damals nicht erschienen hat.

Wieder zum schönen Schweizerland gehend, sehen wir in einem Kirchlein am Vierwaldstätter See eines der dort so beliebten Deckengemälde, welches das letzte Abendmahl darstellt. Sehr schön und würdig; aber was tut hier wieder die Mondsichel? Das Osterfest der Juden fällt und fiel nun einmal stets auf einen Vollmondtag. Will man also den Mond in den Abendmahlsaal hereinlugen lassen, so darf es nur der Vollmond sein. (Vergleiche auch Faust: „O sähest du voller Mondenschein usw.“) Aber der Gedanke, daß abends die Mondsichel auftaucht, ist für die Künstler so verführerisch, daß z. B. auf einem anderen uns bekannten Bilde, wo der Rückweg vom Spaziergang nach Emmaus dargestellt und an die Schriftworte gedacht wird „Herr bleibe bei uns, da es Abend wird“, statt des Ostervollmondes auch wieder die falsche Sichel am Abendhimmel prangt, und auch wieder die unmögliche Morgensichel mit der nach links gedrehten Wölbung.

Wollte jemand auf einem Schlachtenbilde etwa einen Panzerkreuzer, einen Zeppelin oder ein U-Boot ohne hinreichende Sachkenntnis darstellen, so wäre er des Mißfallens aller Beschauer, besonders der jungen, sicher. Die Meisterstücke der Schöpfung sind uns weniger bekannt, als die Werke von Menschenhänden, und darum kann man sich an ihnen leider ungestraft versündigen.

Jener lokalpatriotisch begeisterte Kölner, der in Berlin nach durchschwärmten Nachtstunden die trübe alte Mondsichel in Wolken aufgehen sah, rief mit zorniger Verachtung aus: „Wat hatt ihr hier in Berlin für 'ne klattrige Mündche!“ Aber auf Bildern gibt es viel klattrigere Mündchen.

Die wichtigsten Formen der doppelten Buchhaltung.

Von Gefr. C. E. Wyneken, Zürich.

(Schluß.)

Figur 6. Amerikanische Form der Doppelbuchhaltung.

Man bezeichnet diese Form allgemein mit „Amerikanische Buchhaltung“, obwohl diese Art der Buchhaltung in Frankreich erfunden worden ist. Der Text zu den einzelnen Kontenspalten wird in die Textspalte geschrieben. Ein nach beschriebener und aufgezeichneter Form eingerichtetes Grundbuch finden wir z. B. in der Schrift von Martin Bataille, „Traité de la nouvelle Comptabilité commerciale et financière, Bruxelles, 1834“. In der amerikanischen

Buchführung wird außer dem Grundbuch noch ein Hauptbuch, ein Konto-Corrent-Buch und die Scontren geführt.

In großen Betrieben, die ein umfangreiches Kontenmaterial aufweisen, nimmt der Umfang dieses amerikanischen Grundbuchs eine recht unpraktische Form an. Sehr leicht setzt der Buchhalter die Zahlen für die Sollspalte in die Habenspalte oder er rückt die Beträge zu hoch hinauf, sodaß sie unter falschem Datum stehen, die Papierverschwendung ist eine starke. Das amerikanische Grund-

buch erfordert ein häufiges Übertragen, und sehr leicht kann man sich veraddieren. Um sich nun die häufigen Übertragungen zu ersparen, hat man in den Büchern an den Kontenenden je einer Seite Ausstanzungen vorgenommen, in diese Ausstanzungen schreibt man den Übertrag hinein, der nun sogleich auf der nächsten Seite geschrieben steht.

eine gerade Zahl, stets das Haben andeutend, eine ungerade Zahl, stets das Soll andeutend. Zum Beispiel Kassa 1 Soll, Kassa 2 Haben. Es muß also stets die Summe der ungeraden Konten gleich der Summe der geraden Konten sein. Auf diese Weise kann sich der Buchhalter stets kontrollieren. Er wendet nun nicht das

Datum	Text	Betrag	Kassa		Waren	
			Soll	Haben	Soll	Haben
Fig. II						

Man hat versucht, die unhandliche Form des Buches dadurch zu verbessern, daß man in einer Kolonne die Geschäftsvorfälle zweier Kontoarten vereinigte. Es standen zum Beispiel in einer Rubrik (siehe Figur 7) Kassa und Waren. Die Kassaposten wurden rot, die Warenposten schwarz geschrieben. Jedes Konto hat eine besondere Farbe. Es wurden also bei 12 Kontoreihen 6 Kontoreihen erspart. Theoretisch betrachtet ist diese Verbesserung ge-

addierlineal an, sondern bedient sich des Durchschreibeverfahrens. In den Grundbüchern ist ein Blatt senkrecht perforiert, um es herausnehmen zu können, jenes Blatt ist auch zu gleicher Zeit wagerecht perforiert; es werden nun die einzelnen Kupons von dem Blatt abgetrennt, und auf die einzelnen Konten im Hauptbuch geklebt, weshalb diese Buchhaltung auch Klebebuchhaltung heißt, ein Name, der ihr besser steht, als Reformbuchhaltung, denn mit der ihr besser steht, als Reformbuchhaltung, denn diese Buchreformen sind Verbesserungen verbunden. Diese Buchhaltung hat große Nachteile. Durch das Kleben bekommt das Hauptbuch einen unsauberen Anstrich, sehr leicht gehen die Kupons verloren, jede Buchung muß in den Grundbüchern zweimal gemacht werden. Es ist mir auch zweifelhaft, ob diese Art der Buchführung gesetzlich erlaubt ist.

Text	Kassa		Waren		Wechsel		Bank		
	Soll	Haben	Soll	Haben	Soll	Haben	Soll	Haben	Soll	Haben	Soll	Haben
Frs	40-	40-										

Cassa an Waren Frs 40-

Fig. 7

Betrag	1 Cassa		2 Wechsel		3 Waren		4 Mobilien	
	S.	H.	S.	H.	S.	H.	S.	H.
435.50			5	7	5	7	5	7
	7	3						

Fig. 8

weiß nicht zu verachten, die Praxis aber erwies, daß man häufig mit dem roten Federhalter in die grüne Tinte taucht und umgekehrt.

Um nun auch die Textspalte in Fortfall zu bringen, ferner nicht jeden Posten doppelt buchen zu müssen, benannte man die Konten nach Nummern. Wenn z. B. das Kassakonto die Nummer 1 trug, Warenkonto Nummer 3, so wurde der Buchungsansatz:

Kassa an Waren M. 435.50,

wie Figur 8 zeigt, folgendermaßen verbucht: Man schrieb M. 435.50 in die Betragsspalte, daneben in die Sollspalte S-1 und in die Habenspalte H-3 (Warenkonto-Nummer). Das Aufaddieren geschieht mit Hilfe eines Addierlineals. Auf diesem Addierlineal sind in Höhe der Zahlenbreite kleine Schieber angebracht. Diejenigen Zahlen, die ich addieren will, werden durch Fortschieben des Schiebers sichtbar.

Eine weitere Art der doppelten Buchführung ist die Reformbuchhaltung. Hierbei hat jedes Konto 2 Zahlen:

Natürlich hat auch dieses System seine Nachteile. Es wird nämlich bei jedesmaliger Addition der Strom geschlossen. Dieses Stromschließen kann auch durch Kohlenstäubchen im Papier bewirkt werden. Man hat diesem Nachteil abgeholfen, indem man die Karten vorher ungelocht zur Prüfung durch die Maschine laufen ließ, es muß dann die Addition gleich Null sein. Solche Prüfungen ergaben im Frieden $\frac{1}{2}$ pro mille schlechter Karten, im Kriege 6 pro mille. Ein weiterer Nachteil ist der, daß die Karten durch das häufige Durchgleiten durch die Maschine dünner werden, sich abnutzen, so daß es vorkommen kann, daß im Laufe der Zeit zwei Karten durch die Maschine gleiten können. Bemerkenswert ist, daß man diese Buchhaltungsmaschinen der Holorith G. m. b. H., Berlin, Potsdamer Straße 112, nur leihweise erhalten kann, sie

sind nicht käuflich zu erwerben. Der Mietbetrag beläuft sich im Monat auf 300 Frs., also im Jahr auf 3600 Frs., es kann also auch von Personalersparnis keine Rede sein. Trotz geschilderter Nachteile, trotz des hohen Mietbetrages hat noch keiner der Mieter den Vertrag gelöst. Im Gegenteil, die Firmen, die sich dieses Systems bedienen, rühmen alle, das, was die Holorithmbuchhaltung ihnen bietet, auch statistisch verwerten zu können. Da die Geschäftsstatistik, die heute noch in den Kinderschuhen steckt, wertvolle Aufschlüsse über die Entwicklung des Geschäftes gibt und deshalb immer mehr um sich greift, die Holorithmaschine

aber in diesem Sinne sehr gute Dienste leistet, so wird dieses Maschinensystem im Laufe der Zeit immer mehr Anhänger und weitere Verbreitung finden.

Damit habe ich die wichtigsten Formen der doppelten Buchhaltung geschildert. Nun wird sich die Frage aufdrängen, welche Form die praktischste sei. Hierauf läßt sich keine präzise Antwort geben, ich möchte fast sagen, in jedem Betrieb ist die Buchhaltung eine andere. Ein tüchtiger Buchhalter wird bei Stellenwechsel seine Buchhaltung dem neuen Betriebe anpassen. Er wird also nicht schematisieren, sondern individualisieren.

AUS DEN GEFANGENENLAGERN



Die Allerärmsten!*)

Von allen Losen, die der Krieg verhängt,
Ist dies mir stets als bitterstes erschienen:
Gefangen in des Feindes Frohnde dienen,
Den Nacken krumm, den Blick in Scham gesenkt.

Verlacht, in jedem Heiligsten gekränkt,
Verachtung und Triumph in allen Mienen —
Und Feige sind doch selten unter ihnen,
Die auch einst opferfroh ein Schwert geschwenkt!

Wie viele waren übermannt von Grauen,
Wie viele lagen wund, gelähmt, zerhauen,
Als sie der Feind von blut'ger Wahlstatt las —

Sie tragen Erdenjammers Übermaß.
Schmach, Fremde, Knechtschaft — laßt für sie
mich bitten,
Die auch für euch gestritten — und gelitten!

Walter Bloem.

XXXV. Gefangenenzeitungen.

Unter diesem Titel erschien in der „Insel-Woche“ vom 12. August 1917, Zeitung des Zivilgefangenenlagers von Ile-Longue in Frankreich eine kleine Abhandlung über verschiedene Lagerzeitungen. Nachdem zunächst Frontzeitungen erwähnt und aufgeführt werden, heißt es dann:

Eine weitere Gruppe von Kriegszeitungen bilden die Zeitungen der Gefangenenlager in der Art unsrer „Insel-Woche“ diese werden mit Genehmigung und unter Zensur der in Frage kommenden Behörden herausgegeben, meistens von den Kriegsgefangenen selbst geleitet, vielfach auch selbst gedruckt. Es seien hiervon genannt: „Le Hérault, Echo du camp de Zossen“, „Le camp de Göttingen“ und eine flämische Zeitung: „Onze Taal“ (Unsere Sprache). In Ohrdruf kommt das „Journal du camp d'Ohrdruf“ und in Soltau „Les camps du Hannover“ heraus. In dem großen englischen Konzentrationslager auf der Ile of man erscheint die gedruckte frühere „Stobsiade“. In Frankreich scheint die Insel-Woche die einzige Vertreterin der im Gefangenenlager von den Gefangenen selbst hergestellten Zeitungen zu sein. Auch dürfte das bei der Vervielfältigung angewandte umständliche, jedoch drucktechnisch wertvolle Verfahren des Steindruckes, auf einer im Lager selbst gefertigten Presse sonst wohl nirgendwo zur Anwendung gelangen.

Alle diese Schöpfungen sind nur vorübergehender Natur und die meisten von ihnen werden mit dem Klange der Friedensglocken zweifellos ihr Erscheinen einstellen.

*) Dem Frankfurter Verein vom Roten Kreuz zur Erinnerung an die „Volksspende für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen 1916“ vom Verfasser zur Verfügung gestellt.

Viele von ihnen, so u. a. unsre Insel-Woche, haben jedoch für eine bestimmte Gruppe von Menschen einen Wert, der über das hinausgeht, was man gewöhnlich unter einem Andenken versteht. Auch wird der Chronist, der einmal die Geschichte der Feldpresse nach dem Kriege schreiben wird, an der Insel-Woche nicht vorübergehen können, gibt sie doch zum Teil ein gutes Spiegelbild von dem geistigen und sportlichen Leben, wie es sich in einem Gefangenenlager abrollt. Man kann deshalb von diesem Gesichtspunkt aus nur wünschen, daß das Fortbestehen besonders unsrer „Insel-Woche“, deren Lebensfähigkeit sich ja nunmehr hinreichend dargetan hat, gesichert sein möge und sie erst ihr Erscheinen einstellt, wenn wir alle heimwärts wandern, um dann den Tageslesestoff zu haben, den wir solange entbehren mußten. Wir sprechen deshalb in diesem Sinne den etwas paradox erscheinenden Wunsch aus: Möge die „Insel-Woche“ bald nicht mehr erscheinen können, da das Lager von Ile Longue nach Deutschland verlegt wurde. Oh.

Der Zeitungsmarder.



Aus der „Insel-Woche“ Nr. 16,
Zeitung des Zivilgefangenenlagers Ile-Longue.

Der Zeitungsmarder gehört zu den Raubtieren. Er beschleicht alle Lokale, wo Zeitungen rascheln. Am liebsten Cafés. Er hat eine Brille, ein Notizbuch und einen Bleistift. Das auffälligste Organ an ihm ist eine mächtig entwickelte Greifhand. Damit umspannt er bis zu dreizehn Zeitungshalter. Seine Umgangssprache mit anderen Gästen besteht in einem Knurren und in den Worten: „Bedaure,

belegt⁴. Seine Nahrung besteht aus Zeitungen. Diese liest er nicht, sondern frißt sie. Zwischen Holzpapier und anderem Papier macht er keinen Unterschied.

Stundenlang kann er auf einem Platz sitzen und fressen. Er frißt ungemein gründlich. Von oben links, wo das Datum steht, bis zum verantwortlichen Annoncenredakteur rechts unten. Beim Lokalen schiebt er die Brille auf die Stirne hinauf, um besser zu sehen. Beim Leitartikel zieht er die Stirne kraus. Unterm Strich kneift er das linke Auge ein und beim Annoncenteil macht er sich Notizen. Er frißt ununterbrochen. Auch, wenn er sich schmeuzt, frißt er am Taschentuch vorbei. Auch das Rauchen geniert



SCHAUSPIELE JLE-LONGUE DER PFARRER VON KIRCHFELD

Volksstück mit Gesang in 4 Akten von L. Anzengruber.

ihm nicht beim Fressen. Die Asche klopft er in die Kaffeetasse ab. Nach dem Kaffeelöffel greift er mechanisch oft drei Minuten lang. In der Versunkenheit rührt er mit dem Finger um.

Der Zeitungsmarder hört nichts und sieht nichts, wenn er frißt. Feinde könnten ihn erschlagen unterdes, ohne daß er es merkt. Wenn das Futter aus ist, schleicht er auf unhörbaren Sohlen an den Zeitungsständer und holt sich büschelweise neue Nahrung. Ist Gefahr im Verzuge, daß ein anderer nach der gleichen Nahrung schießt, so setzt er sich drauf, so wie die Hunnen ehemals ihre Fleischnahrung unter den Sattel legten.

Manche Marder haben den Ober mit einem Trinkgeld zum Herbeischleppen der Nahrung abgerichtet. Der Zeitungsmarder kaut dieselbe Nahrung zwei- bis dreizehnmal, wenn sie in verschiedene Blätter eingewickelt ist. Am liebsten bricht er in die Lokale zu früher Morgenstunde ein, wenn noch wenig Konkurrenz an den Tischen sitzt. Aber er scheut sich auch nicht, mitten in seine Raubgenossen mit scharfen Fängen hineinzustoßen und unbewachte Beute zu ergattern. Manchmal erspät er einen Moment, wo der andere für einen Augenblick die Zeitung aus der Hand gelegt, um einen Schluck Kaffee zu trinken — schwupp, ist sie weg. Für jede Zeitungsmahlzeit hat er eine bestimmte Normalzeit ausprobiert. Wenn sie ein

anderer, der nicht zum Geschlecht der Marder gehört, überschreitet, so schickt er den Ober zu ihm mit der Weisung, die Zeit sei um; ja, ich habe schon Marder gesehen, die nach einem längeren vergeblichen Warten dem anderen die Zeitung einfach weggerissen haben. Eine dem anderen die Zeitung tritt beim Marder nie ein. Er hört eigentliche Sättigung tritt beim Marder nie ein. Er hört auf, weil kein Futter mehr da ist. Sonst fräße er immer weiter. Eine Spielart von Zeitungsmardern ist mit einer Scheere bewaffnet. Damit schneiden sie bis zu halben Seiten aus der Zeitung und stecken sie heimlich ein. Sie entwickeln dabei eine fabelhafte Geschicklichkeit, um den Luchsäugen des Obers und der Büffetdame zu entgehen. Was sie fressen, ist den Zeitungsmardern gleich. Wenn es nur Druckerschwärze ist. Einmal haben wir einem Zeitungsmarder eine Nahrung vom Jahre vorher untergeschoben. Er hat sie glatt gefressen von der ersten bis zur letzten Seite.

Wenn Zeitungsmarder längere Zeit ohne Nahrung bleiben, schrumpfen sie ein. Sie sehen dann sehr unglücklich aus. In den simplen Seebädern oder in Gebirgsdörfern, wohin sie von den Weibchen zum Landaufenthalt verschleppt werden, sitzen sie oft und schleichen zeitungshungrig und müde herum, laufen zehnmal am Tage aufs Postamt, picken dem Briefträger schon vor dem Dorfe draußen seine paar Drucksachen aus der Tasche und fressen in der Not uralte Muttergotteskalender. So hungern sie sich bis zum Ende der Ferien durch. Zeitungsmarder, die man an solchen Orten überwintern läßt, gehen ein.

Fritz Müller.

Notizen.

Liebesgabenpakete. Kriegsgefangene in Frankreich, die eine Gefängnisstrafe verbüßen, dürfen, wenn sie nicht mit Kostentziehung bestraft sind, monatlich zwei Pakete Liebesgaben zu 5 kg erhalten. Für die in Untersuchungshaft befindlichen Gefangenen besteht keine Postbeschränkung in dieser Beziehung.

Die Regelung ist auf Grund einer gegenseitigen Abmachung zwischen der deutschen und der französischen Regierung getroffen worden.

Aus folgenden Lagern gingen die Mitteilungen ein, daß bis auf weiteres keine gebundenen Bücher mehr ausgehändigt werden: Marmande, Montfort sur Meu, Toulouse, Le Mans.

Montfort sur Meu. Untffz. Meyboom teilt der Bücherzentrale in einem Schreiben vom 1. 9. 1917 mit, daß Coetquidan aufgehört habe selbständiges Lager zu sein, daß aber Offizierstellvertreter Bauer als Kommandoführer in dem Detachement Coetquidan zurückgeblieben sei. Bauer schreibt uns ebenfalls aus Montfort sur Meu. Es ist anzunehmen, daß Coetquidan nur noch ein kleines Detachement ist.

Serres-Carpentras. Erwin Harter schreibt uns aus einem Internierungsort in der Schweiz, Herisau: Die Zeit vom 1. Juni bis 27. August 1917 brachte ich im Lager Serres-Carpentras zu, wo sich auch gegen 300 Österreicher im Unteroffiziersrang befinden, die zur Arbeit nicht herangezogen werden können.

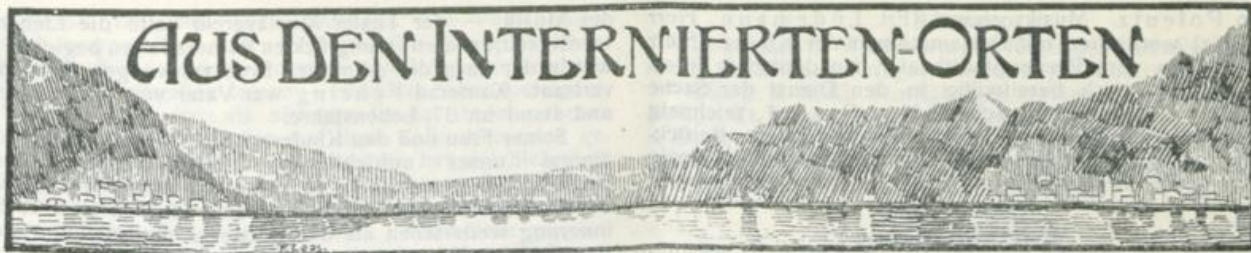
Chantonnay. Vizefeldwebel Bieram schreibt am 31. 8. 1917: Die Lager Meilleraie und Chavagnes sind aufgelöst und die Bibliotheken beider Lager mir für Chantonnay übergeben worden.

Castelluccio. Das Lager besteht noch entgegen den Mitteilungen der Deutschen Int.-Ztg. vom 15. 7. 1917 (Bericht des franz. Kriegsministeriums über die Belegstärken der Lager).

Neue Detachements:

Plésidy, Arbeitskommando von St. Brieuc;
Gap (Hautes-Alpes), Arbeitskommando von La Mure;
Pont de Gueydan, Arbeitskommando von Sistéron;
Detachement Nr. 5 und 25 vom Depot Châtillon le Duc;
Bezoges en Pareds, Arbeitskommando von Chantonnay. Scheint abhängig zu sein von dem größeren Detachement St. Florenze (zugeteilt zu Chantonnay). Nicht zu verwechseln mit Bazoges en Pailiers, ebenfalls Arbeitskommando von Chantonnay.

AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN



Die neuen Richtlinien für die Interniertenzeitungen.

Am 4. September ging den Interniertenzeitungen nachstehender Befehl des Herrn Armeearztes zu:

Hauptquartier, den 4. September 1917.

An die Redaktionen der Interniertenzeitungen.

Um allfälligen Reklamationen von der einen oder anderen Seite in bezug auf den Inhalt der Interniertenzeitung von vornherein vorzubeugen, sehe ich mich veranlaßt, die Redaktionen der Interniertenzeitungen auf folgendes aufmerksam zu machen:

werden, was den Haß und die Verachtung der Gegner direkt oder indirekt fördern könnte, z. B. Sieges- und Eroberungsnachrichten, alles was Vergeltungsmaßregeln, die heutige Kriegsführung und die Ursachen des Krieges betrifft, und vor allem die ganze Propagandaliteratur, welche in den ja auch den Internierten zugänglichen Tagesblättern mehr als zur Genüge enthalten ist.

Ich gebe daher den Redaktionen der Interniertenzeitungen den Befehl, von heute an solche Mitteilungen gewissenhaft zu unterlassen.



Deutsche Gesandtschaftsschule in Bern. Die Kinder mit ihren Lehrern.

Der Zweck der Internierung besteht nicht nur darin, Kranken und Verwundeten ihre Gesundheit wieder zu verschaffen, sondern auch den moralischen und geistigen Verheerungen, welche durch die Gefangenschaft hervorgerufen werden, Einhalt zu tun und die Leute wieder an das Leben anzupassen, damit sie dereinst ihrem Heimatlande wieder als brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben werden können.

Die Interniertenzeitungen müssen das gleiche Ziel im Auge behalten, und es bestehen demnach ihre Hauptaufgaben darin:

1. Den Internierten auf die Pflichten vorzubereiten, welche seiner nach dem Kriege in seiner Heimat harren, denselben aufmerksam zu machen auf die Hilfsquellen und Bedürfnisse seines Landes, auf sozialem und ökonomischem Gebiete usw., kurz ihn sein Land besser kennen und lieben zu lernen.

2. Den Internierten über die Schweiz, ihre Einrichtungen, ihre Lage und Geschichte zu unterrichten, um sein Interesse für das Land, in dem er jetzt lebt, zu erwecken.

3. Den Internierten Kenntnisse über die Organisation der ganzen Internierung, über die verschiedenen Regionen, allgemeine Instruktionen, Vorschriften und Reglemente zu vermitteln.

4. Daneben können und sollen die Interniertenzeitungen auch literarische und unterhaltende Artikel enthalten.

Dagegen soll in den Interniertenzeitungen alles vermieden

Die Interniertenzeitungen sind keine politischen Zeitungen und dürfen keine solchen sein. Sie müssen zur Zensur im Hauptquartier der Internierung als einzig ständiger Stelle unterbreitet werden und zwar rechtzeitig genug, daß vor dem endgültigen Druck alle von dieser Zensur verlangten Berichtigungen oder Streichungen in korrekter Weise vorgenommen werden können. Ein bloßes Durchstreichen beanstandeter Stellen ist durchaus unzulässig.

Der Armeearzt:
sig. Oberst Hauser.

Dieser Befehl wurde der Schriftleitung in mündlicher Aussprache von dem Zensor, Herrn Major Favre kommentiert. Darnach ist für die Zukunft verboten:

Die Kriegslage,
Kriegserzählungen, in denen von Siegen die Rede ist, Erzählungen von Fluchtversuchen, Besprechungen von Neuerscheinungen der Kriegsliteratur, Abbildungen aus feindlichen Gefangenenlagern.

Die Schriftleitung.

Die Deutsche Gesandtschaftsschule in Bern

beginnt am 2. Oktober, vormittags 10 Uhr, in den Räumen der Deutschen Gesandtschaft, Effingerstraße 6a, den 70. Geburtstag Hindenburgs. Erschienen war zu der Feier unter anderen Ehrengästen auch Herr Major

von Polentz. Musikvorträge (Fri. Lüdemann, Herr Gränz) wechselten mit Deklamationen der Kinder. Herr Dalichow vom Berner Stadttheater, ein deutscher Internierter, hatte sich bereitwillig in den Dienst der Sache gestellt. Der Leiter der Schule, Herr Pradel, zeichnete ein Bild von Hindenburgs Leben, unter besonderer Berücksichtigung seiner Jugendjahre. Der Festakt verlief würdig und hinterließ bei Kindern und Gästen einen tiefen Eindruck.

Walzenhausen.

Soldat Wilhelm Fehring †.

In der Nacht vom 12. zum 13. August stürzte der in dem Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen gehörigen Besitzung „Weinburg“ beschäftigte Internierte Musk. Wilhelm

der Musik — der Thaler Musikverein hatte die Liebesswürdigkeit, unseren verunglückten Kameraden zu begleiten — wurde der Sarg der Allmutter Erde zur ewigen Ruhe anvertraut. Kamerad Fehring war Vater von drei Kindern und stand im 37. Lebensjahre.

Seiner Frau und den Kindern sei an dieser Stelle noch einmal unser aufrichtigstes Beileid ausgesprochen; und Dir, Du treuer Kamerad, rufen wir aus vollem Herzen ein letztes „Ruhe sanft“ zu! Du wirst stets in unserer Erinnerung weiterleben als das Muster eines Soldaten, den treue Pflichterfüllung und echte Kameradschaft auszeichneten.

Am 19. September wurden aus unserem Internierungsort ein Offizier, drei Unteroffiziere und zwölf Mann nach der so heiß ersehnten Heimat ausgetauscht. Herr Haupt-



Aufbahrung des Soldaten Wilhelm Fehring.

Fehring vom Landw.-Inf.-Rgt. 13, 12. Kompagnie auf dem Nachhausewege von einem etwa 30 m hohen Felsen ab. Infolge schwerer innerer Verletzung trat der Tod auf der Stelle ein. Die Leiche wurde nach langem Suchen am Morgen des 13. August, in einem Weinberge liegend, durch den Internierten Gefreiter Willmer aufgefunden und nach der „Weinburg“ überführt. Am Mittwoch den 15. August, nachmittags 3 Uhr fand die Beerdigung von der Weinburg aus statt. Die Leiche war in dem Hauptportal des fürstlichen Schlosses, von herrlichen Blumen und Palmen umgeben, aufgebahrt. Nach Abhaltung der kirchlichen Zeremonien durch den katholischen Herrn Pfarrer Falk aus Thal, setzte sich der Trauerzug, dem die Herren Offiziere und Internierten aus Walzenhausen und benachbarten Internierungsorten folgten, in Bewegung zum Friedhof der Gemeinde Thal. Der Verstorbene wurde auf Veranlassung der fürstlichen Verwaltung in Thal bestattet, da die Verwaltung lebenswürdigerweise die Instandhaltung des Grabes übernommen hat. Dankbar hervorgehoben sei, daß die Zivilbevölkerung von Thal, Rheineck und Walzenhausen sich in großer Anzahl der Beerdigung anschloß. Am Grabe sprach Herr Major Kaddatz, Oberwald. In markigen Worten schilderte er das Leben des Verstorbenen, der durch seine stets einwandfreie Führung sich die Achtung seiner Herren Vorgesetzten und durch wahre Kameradschaft die Freundschaft seiner Kameraden gesichert hat. Nach Herrn Major Kaddatz rief Herr Feldw.-Leutnant Lau, z. Zt. interniert in Walzenhausen, dem so früh Dahingegangenen, mit dem er in schweren Kämpfen Seite an Seite gestritten hatte, seinen letzten Abschiedsgruß zu. Der Interniertengesangverein sang am Grabe den bekannten Chor: Dort unten ist Frieden. Unter den Trauerklängen

mann Dr. Gräflin richtete in seiner Eigenschaft als Platzkommandant herzliche Worte des Abschieds an unsere glücklichen Kameraden. Mit heißem Dank im Herzen gegen das gastliche Volk der freien Schweiz schieden unsere Kameraden. Möge ihnen in der Heimat, der sie so lange fern, doch nie fremd waren, ein glückliches Wiedersehen mit ihren Angehörigen beschieden sein.

Adrian, Einjähr. Untffz.

Herisau.

Das war etwas vom ganz Feinen! Es war ein Vortrag, den Herr Professor Max Friedländer aus Berlin uns Schweizern und Deutschen über das deutsche Volkslied hielt, der alle Zuhörer unbedingt befriedigte, ja mehr, ihnen das Gemüt erhob. Das Thema birgt ja an sich schon einen heimlichen Reiz. Aber es kommt doch sehr darauf an, was daraus gemacht wird, und vor allem immer, ob dem Vortragenden sein Gegenstand ganz zu eigen ist. Ein müheloses, reiches Spenden aus einem wohl beherrschten, unendlich reichen Schatz, das war der Vortrag von Herrn Professor Friedländer. Und die Gabe wurde allen zum Geschenk, weil nichts lehrhaft mitgeteilt, sondern alles unmittelbar zur Anschauung gebracht wurde, daß jeder sehen und fühlen konnte: so ist es. Ja, die Zuhörer wurden sogar zur Aktivität gebracht. Dem Redner gelang es, — nach dem Grundsatz Grimms, daß ein Volkslied nur dann eins ist, wenn es wirklich vom Volke gesungen wird, — die Anwesenden zum Mitsingen der Kehrreime in den dargebotenen Liedern zu bewegen, und so waren sie erst recht alle tief in das Erleben des Volksliedes hineingezogen.

Darum läßt sich aber auch auf dem Papier nicht einfach aussprechen, was wir geschenkt bekommen haben. Aber wer sich von der sprachlichen Art des Redners und Sängers hat mitreißen lassen — und das haben sie eigentlich alle — der hat als sicheren Besitz einen sicheren Begriff vom Volkslied, das aus dem Volke namenlos geboren im Volke lebt, mit weggetragen, hat mit Sicherheit den Demant Volkslied von der Similiware des Gassenhauers unterscheiden gelernt und für immer etwas von der unverwüthlichen Ewigkeit der echten Volksweisen gespürt.

Die gesanglichen Darbietungen des Herrn Professor wurden auf eine liebenswürdige und verständnisvolle Weise von Fräulein Zehweger-Basel auf dem Klavier begleitet. Diesem harmonischen Zusammenwirken ist nicht zuletzt die Freude des Abends zu danken. Aber im Grunde war doch noch mehr als Harmonie und Kunst, was wir empfangen haben. Mit dem deutschen Volkslied drang deutsches Gemüt auf unsre Seele ein. Und dafür sind wir am meisten dankbar. S.

Rorschach.

Am Mittwoch den 19. September fand endlich der zweite langersehnte Austausch statt. Die Kameraden der Region St. Gallen sammelten sich in Rorschach, um von hier aus gemeinsam die Heimreise anzutreten. Vom Interniertenheim Rorschach waren sechs Mann die Glücklichen, die nach langen Irrfahrten wieder in die Heimat durften, um zur treuen Gattin, zu den Kindern, zu Eltern und Geschwistern zurückzukehren. Man sah es auf allen Gesichtern, daß sich die wackeren Krieger nicht vor der kleineren Lebensmittelkarte in Deutschland fürchteten, sondern alle waren froh, ins Vaterland zurückkehren zu dürfen, um endlich den Titel „Kriegsgefangener“ abzulegen. E. B.

Heinrichsbad.

Am 18. September 1917 wurde in der bekannten militärisch-feierlichen Weise dem Herrn Vizefeldwebel Josef Dubs, Jäger-Batl. 9, vom ortsältesten deutschen Offizier im Beisein des schweizerischen Platzkommandanten das E. K. II Kl. überreicht.

Am 19. September reisten ein Zivil- und vier Militärinternierte als Rapatrierte in die Heimat. W. Sch.

Ebnat-Kappel.

Um bei Gelegenheit der Abreise von 14 Internierten alle Kameraden noch einmal zu einem gemütlichen Abend zu versammeln, wurde für den 17. September im „Hotel zum Bahnhof“ eine musikalische Unterhaltung festgesetzt. Schon war auch bald der letzte Platz besetzt. Das künstlerische Violinespiel von Frau Tichhauer hatte dankbare Zuhörer. Nicht unerwähnt sei die schöne und sichere Klavierbegleitung unsres Kameraden Spieß, dessen Können ebenfalls über alles Lob erhaben ist.

Nach einer sehr schneidigen Ansprache unsres Ortschefs, der die Gäste im Namen aller willkommen hieß, dankte Herr Pfarrer Raschle in herzlicher Weise für den schönen Abend, der wieder einen Beweis des innigen Verkehrs zwischen Internierten und Bürgern erbrachte.

Das Ende des Abends bildete ein ungezwungenes gemütliches Zusammensein, wobei noch Kameraden einige Lieder und Gedichte zum Besten gaben und zur Unterhaltung beitrugen. Vizefeldw. Bach.

Schloß Hard bei Ermatingen.

Am 16. September trafen weitere 16 Ermatinger Interniertenkinder hier ein, die ebenfalls auf Schloß Arenenberg untergebracht wurden.

Offizierstellvertreter Marquardt schied am 16. September aus der Internierung aus. Von der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft erhielt er die Erlaubnis, die Leitung der Forstschule in Schloß Hard weiter zu führen.

Am 19. September wurde der deutsche Hilfsoffizier, Herr Leutnant d. R. Dr. A. Sengmüller, sowie 28 Unteroffiziere und Mannschaften rapatriert.

Davos.

In der letzten Woche wurden folgenden Internierten die ihnen verliehenen Kriegsauszeichnungen überreicht:

Das E. K. II. Kl. dem Schützen Hiller, Garde Schützen-Batl., z. Zt. Davos, dem Musketier Geweniger, I.-R. 104, z. Zt. in Tinzen; die Bronzene Friedrich August-Medaille dem Kanonier Künzel, F.-A.-R. 32, z. Zt. in Tinzen. v. G.

Oberwaid.

Am 19. September 1917 fand wiederum ein Austausch internierter Kriegsgefangener von der Schweiz nach Deutschland statt. Die Herren Offiziere Major Kaddatz, Hauptmann Menne, Oberleutnant Krabbo sowie fünf Soldaten und ein Zivilinternierter gehörten zu den Rapatrierten des Sanatoriums Oberwaid, des Kantons St. Gallen-Appenzell. Der dirigierende Schweizer Sanitätsoffizier Herr Oberstleutnant Dr. Steinlin, eine große Anzahl von Mitgliedern des deutschen Hilfsvereins und andere Schweizer, sowie deutsche Offiziere und Mannschaften waren zum Abschiede der Kameraden auf dem St. Galler Bahnhof erschienen.

Das E. K. II. Kl. wurde verliehen: Herrn Hauptmann Menne, Offizierstellvertr. Schlicht, Unteroffizier Luther.

Ragaz.

Am 8. September 1917 wurden die Arbeiter der Internierten-Schlosserei von Ragaz nach Rorschach versetzt, um dort in der Metallbearbeitungs-Werkstätte weiter zu arbeiten.

An Vorträgen wurden im Monat September gehalten: 1. am 7. September „Luther als größter deutscher Reformator“ von Herrn Pfarrer Kilnecker; 2. am 9. September „Eine Morgenlandfahrt“ von Herrn Prof. Dr. L. Köhler, Zürich.

1 Offizier, 2 Unteroffiziere und 22 Mann kamen am 19. September zum Austausch nach Deutschland. v. M.

Alpnachstad.

Am 22. September badeten im Alpnacher-See die beiden deutschen Internierten Adolf Regahl und Ludwig Klein, letzterer des Schwimmens unkundig. Als Klein plötzlich in einer tieferen Stelle von der Strömung des Schlieren-Baches gefaßt und in den See hinausgerissen wurde, schwamm sein Kamerad sofort hinzu. Nach großen Anstrengungen und unter eigener Lebensgefahr gelang es ihm, den schon bewußtlos gewordenen Klein an das Ufer zurückzubringen.

Den braven Kameraden beglückwünschen wir zu seiner mutigen Tat. Gr.

Interniertenkonzert.

In Kehrsiten, Hotel Schiller, fand Sonntag den 23. September ein Konzert für die österreichisch-ungarischen Zivilinternierten statt, veranstaltet von einem Luzerner Orchester. Begünstigt durch das schöne Wetter, kam von allen Himmelsrichtungen das Publikum zum Konzert. Das Konzert ließ eine schöne Erinnerung in allen Herzen zurück. Besonders hervorzuheben ist die freundliche Mitwirkung von Fr. Mathilde Bast und Fr. Rena Stirnimann, Luzern, nicht zu vergessen den jugendlichen Komponisten Alfred Köhler, Kriens.

Buochs.

Am 17.—18. September unternahmen 24 Internierte aus Buochs bei herrlichstem Wetter eine Fußwanderung auf den Pilatus.

Morschach.

Eine Besteigung des Pilatus unternahmen am 15. d. Mts. die Anstalt Axenfels, am 16. die Anstalt Axenstein; des Stanserhorns am 18. die Anstalt Frohnalp. Alle Ausflüge nahmen einen schönen und genußreichen Verlauf und werden bei den Teilnehmern eine bleibende Erinnerung an die herrliche Mächtigkeit der Alpenwelt zurücklassen.



Rückzug auf Patrouille.

Der Abend lag sternenhell über dem Land —
Ich war zur Deckung geblieben,
Des Gewehres Schaft umkrallte die Hand,
Die Sinne scharf nach außen gespannt,
Doch der Geist gedachte der Lieben.

Und in der Minuten Hin und Her
Kamen und gingen Gedanken —
Lieb Mütterchen, ob ich dir wiederkehr?
Mein Lieb, wohl siehst du mich nimmermehr. —
Heil, Vater, dir ohne Wanken.

Ganz stille lag ich mit pulsendem Blut
Herschlichen ihrer vier,
Da sprang es auf in roter Glut,
Jäh war in mir die rohe Wut
Der Väter — und das Tier.

Leo H. Wolf, int. Untffz.

Von den deutschen Funkern.

Frägt den Infanteristen im Trichter vorn, erkundigt euch beim Kanonier, der vom hundertfachen Tod umspritzt am Geschütz ausharrt, wendet euch an den tapferen Pionier — sie werden euch stets gleiche Antwort geben: vergeßt unter den vielen, braven Kameraden die Funker nicht! Sie haben in heißen Kämpfen manchem unter uns das Leben gerettet. Sie haben mitgeholfen, das Große zu vollbringen.

Und das ist nur zu wahr. An jedem wichtigen Platz ist der Funker zu finden. Im Schützengraben, an Beobachtungspunkten, bei der Artilleriestellung hält er sich auf. Er ist der Mann, der alle Verbindungen nach vorwärts und rückwärts aufrecht erhalten muß, und wenn im wilden Trommelfeuer die Telephondrähte trotz größter Mühe der Fernsprecher nicht mehr auszubessern sind, wenn der Meldereiter nicht durch die Sperrkette der einschlagenden schweren Geschosse kommt und in äußerster Erschöpfung zusammenbricht, was dann? — Dann ist der Funker derjenige, auf dem die größte Verantwortung ruht. Er funkt alle wichtigen Meldungen nach hinten, hört den Notschrei der vordersten Besatzung um Verstärkung, fordert frische Munition an für den Artilleristen, hilft da und dort in den gefährlichsten Lagen, und so ist sein unermüdliches Wirken von entscheidender Bedeutung. In den jetzigen blutigen Schlachttagen vor Verdun hat er sich hundertfach bewährt. Ein paar Beispiele werden am besten die Leistungen der Funker illustrieren.

Artillerie-Beobachtungsstand auf einer stark beschossenen Höhe. Vorn raucht es und hämmerts und krachts. Die armen, müden Kameraden haben dort ihr Möglichstes getan und nach Kräften ausgeharrt. Immer wieder anstürmende Übermacht drückt sie aus den blutgetränkten Trichtern heraus; sie müssen weichen. Ihr Weg führt sie über die Höhe an der Funkerstation vorbei. Weiter hinten stellen sie sich wieder: drei Maschinengewehre und 25 Mann. Der Unteroffizier auf der Station sieht das; trotzdem gibt er seinen Leuten den Befehl, zu bleiben und fragt hinten an, wie er sich verhalten soll. Antwort bleibt lange aus. Das Feuer rast, die Antennen sind zerschossen. Auf dem Bauche kriechen die Funker

heraus und flicken. Die lebensgefährliche Arbeit wiederholt sich oftmals, unermüdlich sind die Mutigen, und als die Antennen völlig unbrauchbar sind, laufen mitten durch den Eisenhagel zwei Leute und bringen von der 8 Minuten entfernten Batterie herüber glücklich Ersatzantennen. Sofort entfernt der Betrieb wieder aufgenommen. Wichtige Nachrichten werden gefunkt. Unterdessen bauen die übrigen eine Brustwehr vor den Stollen — Patronen haben sie von der dahinter liegenden Infanterie — und richten ihre Waffen. Gegen Abend melden Patrouillen den nahenden Feind. Drüben am Walde ist er schon zu sehen. Rasch werden die Geheimpapiere verbrannt, die Station wird verteilt, und die Abteilung sucht zurückzukommen. Da es unmöglich ist, kehrt sie wieder zum Stollen zurück und baut sich von neuem ein. Nochmals eine grauenvolle Arbeitsnacht — unbewußt schon im Rücken des Feindes! — nun ist's wieder Tag. Jetzt aber unter allen Umständen durch! Schwimmen durch die Maas wäre rascheste Rettung. Aber die Apparate? Und sie machen den längeren Weg, lassen ihr eigenes Gepäck zurück und bringen durch Maschinengewehr- und Sperrfeuer die ganze Station unversehrt zurück.

Ein Bataillons-Gefechtsstand. Trotzdem der Feind schon 100 Meter davor liegt, wird tüchtig weiter gefunkt; 15 Mann halten die Linie. Es sind schreckliche Anstrengungen: ständig in der einen Hand das Gewehr, zum Kampf bereit, die ewige Spannung und dabei der schwere aufreibende Dienst. Mit zerrissenen Drähten das alte, gleiche, grausame Spiel. Jetzt liegt der Franzose auf 30 Meter gegenüber. Infanterie zur Bedeckung fehlt. Die Feinde sind genau am andern Ende der Antennen! Handgrahaten krepieren auf dem Stollen. Gewehr- und Maschinengewehr ist gegenüber schon eingebaut und rattert und tackt. Nun steigt die Not am höchsten. Doch dessen ungeachtet wird angesichts des nahen Todes die Stelle nicht verlassen; der Betrieb geht noch einen halben Tag weiter! Der Unteroffizier fliegt beim Flicker der Drähte durch Granateinschlag in die Luft, kommt aber heil mit dem bloßen Schrecken davon. Schließlich ist der weitere Aufenthalt nutzlos, da alle Antennen zerstört sind. Entschlossen laden sich die sechs Leute die schweren Apparate auf und im Schutze spritzender Erdmassen und aufgewirbelten Staubes gelangen sie glücklich mit allem außer Sicht des Feindes.

Kompagnieführer-Unterstand. Alle Eingänge sind verschüttet, der „Empfänger“ stark beschädigt. Zwei Mann, die zur Kommandeurstation zurückgeschickt sind, um Ersatzmaterial zu holen, bezahlen ihren Gang mit dem Leben. Zwei Infanteristen werden am Abend mit einem Funker heraufgeschickt, unterwegs überrascht die beiden der Tod. Da steht der erschrockene Funker allein mit dem vielen Material. Und in staunenswerter Entschlossenheit packt er die 70 Pfund und schleppt sich mit solcher Last durch die stockdunkle Nacht, über unbekannte Trichterfelder unter äußerster Lebensgefahr hinauf zur wartenden Station im zerschossenen Unterstand. Aber seine Aufopferung konnte nicht mehr belohnt werden, denn der Feind hatte den Abschnitt schon ziemlich umzingelt, und um die Apparate zu retten, war es höchste Zeit abzubrechen und zu weichen. Auch diese Station erreicht unter unsäglichen Schwierigkeiten, den Gasgranaten in den Mulden ausweichend, mit allen Sachen unversehrt das Lager.

Solche Bilder, wie sie sich in der modernen Schlacht häufig wiederholen, zeigen am besten den Funker bei seiner schweren Arbeit.

Bücherschau.

La Tour, der Pastellmaler Ludwigs XV. 89 Nachbildungen von Kunstwerken in St. Quentin. 1917, Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume. Im Buchhandel bei R. Piper & Co., Verlag, München.

Das schmucke Buch (Einbandzeichnung von Paul Renner, Druckstöcke von Gustav Dreher, Stuttgart, Druckausführung von Stähle & Friedel, Stuttgart) gehört zu der Sammlung „Französische Kunst“, die von einem deutschen Reservekorps herausgegeben wird. Das Nebeneinander des französischen Gegenstandes und des deutschen Herausgebers mag in der jetzigen Zeit zu einer Überraschung Anlaß geben, die nicht behoben wird, wenn man den Band öffnet. Wenn das deutsche Reservekorps sich veranlaßt sah, eine solche Sammlung französischer Kunst in der Kriegszeit herauszugeben, wenn man es unternahm, sie dem deutschen Heere und Volke darzubieten und mit einem entgegenkommenden Interesse rechnete, so offenbaren sich in dem allen zwei urdeutsche hervorstechende Eigenschaften, die auch der Krieg nicht einmal vorübergehend auszulöschen vermochte: Selbstsicherheit, die große Weitherzigkeit in allen Dingen gestattet, und Treue gegen sich selbst, die unbeirrbar den ihrem Wesen entsprechenden Weg wandelt und allem und jedem gerecht zu werden versucht. Die Kunst soll der ganzen zivilisierten Welt zugänglich sein, und der vorliegende Band enthält reine Kunst.

Die 89 Nachbildungen, darunter besonders die farbigen Wiedergaben, sind fast ohne Ausnahme getreue, wohl gelungene Abbildungen der Originale. Geist und Seele des Künstlers vermögen aus ihnen zu sprechen, und wo die ergänzende eigene Phantasie einen Widerspruch zu entdecken scheint, da verbessert oder bestätigt das anschauliche Geleitwort von Hermann Erhard, dessen kurz gefaßte Einführung und biographische Anmerkungen Person und Bildnis auch dem Laien näher bringen und verständlich machen.

La Tour ist der Pastell-Porträtmaler Ludwigs XV. Mit diesem Prädikat sind das Wesen und die Grenzen seiner Kunst gekennzeichnet, und auch über den Menschen wüßte man in Kürze nichts mehr zu sagen. Denn wohl selten waren Mensch und Künstler so eins, wie bei La Tour, der ob seiner Aufgabe alles vergaß und ebensooft von ihr beherrscht wurde, wie er sie beherrschte.

Mit einer Leidenschaftlichkeit ohnegleichen spürte er der Individualität seiner Modelle nach. Er drang ihnen in Herz und Geist und suchte alles, was sie fühlten und dachten, dem Bildnis einzugeben. Was Schminke, Puder und Perücke verdecken wollen, das läßt er aus den lebhaften Augen um so deutlicher sprechen. La

Tour malt Augen, alles andere dient ihm nur dazu, das Hineinschauen zu erleichtern. So besonders die Züge der beweglichen Gesichtsteile, der Lippen und der Wangen, aber auch Haltung, Farbentönung und Schatten sind nichts als ein Abstimmen mit dem Ausdruck der Augen. So schafft er individuelle Bildnisse, deren Lebendigkeit in Erstaunen setzt und deren schonungslose Wahrhaftigkeit erfreut. Das Buch läßt diese hervorstechendsten Eigenarten des Künstlers auf den ersten Blick bis in zarte Feinheiten erkennen, wodurch es seinen eigenen künstlerischen Wert erhält.

Dieser wird noch ergänzt durch das Interesse, das man dem Rokoko entgegenbringt und nicht zuletzt durch das Verlangen, die Persönlichkeiten des Zeitalters Ludwigs XV., von Künstlerhand gezeichnet, zu schauen. Der König, der Dauphin, der Herzog von Burgund, die Marquise von Pompadour, Frau von La Popelinière, d'Alembert, Rousseau u. a. erscheinen hier lebensvoll in einer Kunst, die an sich schon ein wahrer Ausdruck ihrer Zeit ist.

La Tour ergänzt das Bild von jener interessanten Epoche, das Buch des deutschen Reservekorps macht uns ihn leichter zugänglich.

Für jeden Kunstfreund wird das Buch ein wertvolles Geschenk bedeuten, in der Geschichte der deutschen Kultur wird es ein Markstein sein, der zeigt, wie deutsches Kunstverständnis im grauen Feldrock seine Erholung von blutiger Arbeit in der Hingabe an das Schöne fand, es fördernd und verbreitend ohne Scheuklappen nationaler Beschränkung. B.

„Die Rhapsodien von der Freude“ von Paul Steinmüller. Preis gebunden M. 1.25. Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Ein wackerer Deutscher, der 18 Monate an der Front den Krieg erlebte und dann krank heim kehrte, fand aus dem Dunkel unsrer leidvollen Zeit den Weg zum Licht, zur Freude. Er erkämpfte sich ein tiefes Schauen. „Von zweien ist immer der Frohere auch der Stärkere“, denn die Freudigkeit hebt, stärkt und verleiht neue Zuversicht, neue Tat- und Lebenskraft! In einer Reihe von wunderschönen, tiefgeschöpften Betrachtungen öffnet er den Leiddunkeln, Gedrückten und Verzagten eine Welt der Freude, in der Stille, Tiefe und wunderbarer Friede wohnt. Paul Steinmüller lernt dem aufmerksamen Leser etwas Köstliches: Das Schauen — so wird uns das kleine hübsche Büchlein zu einem Kraftborn, zum Führer in die heiligen, stillen Gärten des Lebens. Gibt es etwas Schöneres als einen tatfrohen Menschen! Ein Lehrer zu diesem Weg ist das prächtige Büchlein, das wir daher allen warm empfehlen! E. Trippmacher.



Alte Schweizerstadt.

(Bern.)

In steinernen Laubengassen schwanken,
 Blaubleicher Lampen schimmernde Birnen.
 Von hohen Fenstern stürzen sich Ranken,
 Blutnelken, feurig wie Abendfirnen.

Rinnsale, silbern von Vollmondstrahlen,
 Sprühen in klingende Brunnenbecken.
 Mit Wehr und Waffen und Beute prahlen
 Auf moosigen Säulen klobige Recken.

Verborgene Wasser durchrauschen die Gossen.
 Breitschattender Dächer Mondscheinträume
 Umringen das Münster. In Nacht zerflossen
 Ragen der Türme steinerne Bäume.

Selten klappen verlorene Tritte . . .
 Horch, es dröhnt den Enkeln und Erben
 Ehern und würdig die Glockenbitte:
 „Was wir schafften und bauten, laßt es nicht sterben!“

Ilse Franke.

Heinrich Lersch.*)

Von Soldat Karl Seelig.

Der ist in tiefster Seele treu,
 Wer die Heimat liebt wie du.

Mit jungen Jahren walzte der Rheinländer und Kesselschmied Heinrich Lersch, das Fernweh in der Brust, kreuz und quer durch Europa; jedesmal aber hat ihn wieder das stärkere Heimweh nach dem Rhein und in die Stadt der Arbeit nach München-Gladbach zurückgepeitscht. Und als, kurz bevor er nach Amerika überschiffen wollte,

*) In Nummer 53 der Deutschen Internierten-Zeitung haben zwei Gedichte von Heinrich Lersch Aufnahme gefunden.

der Krieg losbrach, da trat er mit der vollen, herrlichen Treue und Entschlossenheit, die jedes deutsche Herz in heiligen Schauern ergriffen, unter die Reihen der Kämpfenden, stritt und litt während der Champagneschlacht mit und mußte schließlich im Sommer 1915 wegen einer Verwundung widerwillig in die Heimat zurückkehren.

Sein erstes Buch, das nun als „Abglanz des Lebens“ im Volksvereinsverlag M.-Gladbach neu herauskommt, ist ein Buch der werktäglichen Arbeit, der Schönheit und der Liebe. Seinen Brüdern und Schwestern in den Fabriken, den „göttlichen Kirchen der Kraft“, galten die ersten Lieder.

Wie hier, so ist es ihm auch in den Kriegsliedern darum zu tun, das Leben in seiner

wirklichen Gestalt, mit all seinen Gemeinheiten und Nöten, in seiner ganzen Schönheit und Süße darzustellen. Seine Verse entsprangen nicht einem Wollen, sondern einem Müssen. Darum sind die Gedichte Lersch's nicht „gemacht“, sondern der Aufschrei eines in höchster Lust und tiefster Qual taumelnden Menschen. Was kümmert ihn die Form, die Literatur? Größer als sie ist das Leben.



Heinrich Lersch.

Nun wird binnen wenigen Wochen der ersten Sammlung von Kriegsgedichten „Herz! aufglühe dein Blut!“ in demselben Verlag (Diederichs, Jena) eine zweite unter dem Titel „Lieder und Gesänge“ folgen, die wiederum schön und edel seine Treue zu Deutschland und seine Liebe zum Menschen, die ja auch die Liebe Gottes ist, kundtun.

Dieser große und entscheidende Krieg, dessen Prüfung so manche nicht bestanden haben und elendig daran zu Grunde gingen, hat Heinrich Lersch gehoben, veredelt und vertieft. Deutschland darf auf diesen Sänger stolz sein.

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie sie mit flehend erhobenen Händen auf zitternden Knien vor den Beamten gekommen war, wußte sie nicht, aber sie haßte den Mann und fühlte sich schluchzen, als er mit ausgebreiteten Armen ihr und anderen Bittenden und Murrenden hart, obwohl freundlich wehrte: „Nein, Madame! Non, Monsieur!“

Ihre Knie versagten den Dienst. Weinend schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach zusammen. Mit

sanftem Druck fiel eine Hand auf ihre Schulter. Durch die Finger sah sie, daß ein alter Herr mit weißem Vollbart und dickgläseriger Brille sein Gesicht gegen das ihre beugte: „Schlimmes kann ihm nicht zugestoßen sein, aber die Rettungsarbeiter dürfen nicht gestört werden. Sie müssen schnell arbeiten, ehe der Wagen Feuer fängt.“

Wieder hörte sie sich schreien, aber mit einer Stimme, die aus der Ferne zu kommen schien. Verbrennen würde Erni vielleicht gar.

Vier Hände griffen unter ihre Achselhöhlen. Der Alte hatte Hilfe herbeigewinkt, hob sie auf die Füße und sagte ruhig, sogar mit einem Lächeln, das Glauben und Vertrauen weckte: „Ich bin Arzt und saß mit drei andern im Café hinter dem Bahnhof. Wenn etwas passiert ist, kann ich helfen. Es sind mehr Kollegen als nötig hier.“

Es klang wirklich so zuversichtlich, daß sie neuen Mut zu einem Blick auf den Wagen fand, und jetzt konnte der Beamte sie nicht zurückhalten, denn drei Männer schlepten Ernst von den Trümmern. Schlaff, wie in den Hüften geknickt, hing er bleich, ohne Leben, in den Armen des mittleren. Die beiden anderen hielten die Füße und den Kopf, von dem Blut tropfte, nein, strömte.

„Hierher!“

Vor ihr auf den Kies legten die drei behutsam den Stöhnenden. Seine Augen waren geschlossen. Er konnte nicht sprechen. O Gott, wenn er starb. Wo war er verwundet? Am Hinterkopf wahrscheinlich, denn den Kies darunter nähte sein Blut. Sachte wendete sie das blasser Gesicht am schlaffen, so entsetzlich schlaffen Hals zur Seite. Da, vom Haar bis unter den zerschnittenen Kragen blutete die Wunde. Sie wollte wieder schreien, wollte weinen und beten, aber helfen, handeln hieß es jetzt.

„Ritsch“ klang beim Zerreißen die Leinwand ihres weißen Unterrocks. Sie wußte nicht, wie sie daran gedacht hatte, als sie den Lappen auf den tiefen Riß im Fleisch drückte.

„Eine praktische Dame sind Sie, aber ich habe Besseres hier,“ meinte freundlich der Alte mit Bart und Brille und kniete mit der offenen Ledertasche neben Ernst nieder. Aus einer Flasche nahm er den Glasstößel, netzte einen Ballen Watte und wusch die blutende Wunde. Ganz nahe hielt er die dicken Augengläser: „Tiefer Schnitt, aber leicht zu heilen. Seien Sie ohne Sorge, Madame.“

Um den Hals hätte sie dem Fremden fallen mögen, und der Klang seiner Stimme war wieder so zuversichtlich, daß sie ihm Ernst überlassen und weinen konnte. Auf dem Kies saß sie nieder, preßte, ohne der Menschen zu achten, das Tuch vor die Augen und schluchzte. Doch immer sprach bei der Arbeit sanft und freundlich der Alte auf sie ein. In Tuch oder Gaze reißen und schneiden hörte sie ihn, während er gelassen sagte: „Ein paar Tage Ruhe und Pflege im Krankenhaus, dann fahren Sie weiter. Vielleicht etwas Wundfieber zu überwinden. Ich mache einen Notverband, dann fahren wir zur Stadt, und im Hospital untersuche ich den Schnitt nochmals auf Glassplitter. Inzwischen sehen Sie bitte nach, ob Ihr Gepäck zu Schaden gekommen ist.“

Wie konnte der Arzt an die Koffer denken, die voll neuer Kleider, aber jetzt doch ohne Bedeutung waren. Zwei lange Pflasterstreifen quer über den Verband klebend, mahnte er dringlich immer wieder: „Gehen Sie, gehen Sie, Madame!“

Unter dem Zwang der freundlichen Stimme mußte sie wirklich zum Gepäckwagen treten. Die Leute machten Platz. Ihre Ehrerbietung vor dem Unglück ließ Grete wieder schluchzen. Aber die Koffer lagen unversehrt in dem Haufen, den Beamte auf dem Bahnbett stapelten. Das beruhigte, ließ sie glauben, das Unheil und auch die Verwundung Ernsts sei weniger schlimm, als sie gedacht hatte. Im Zurückgehen konnte sie um sich blicken und Anteil am Leid anderer nehmen. Um etwa zehn Verletzte drängten sich Menschen. Keiner schien in Lebensgefahr. Einige scherzten mit ihren Helfern und Ärzten. Verstörter blickten eigentlich die nur an Nervenchock Krankenden. Gestikulierend und irr redend liefen sie noch am Zug entlang. Dicht bei Ernst lag halb aufgerichtet eine Dame auf der linken Hüfte und starrte, gestützt auf den linken

Tatsache, daß ungetrübte Freude dem Menschen nicht beschieden war. In Büchern fuhr eine junge Frau in ihrer Lage jetzt nach Hause oder rief die Mutter. Ein Glück, daß sie den Eltern nicht telegraphiert hatte. Sie würde schreiben, daß Ernst nur an leichter Verletzung litt.

Aber was mochte ihm an der Cousine so gut gefallen? Hübsch hatte er sie genannt, aber oft genug doch auch seiner Braut gesagt, daß sie es sei. Sie versuchte sich der Gespräche beim Hochzeitsfrühstück zu erinnern. Richtig, das war es, wie im Fieber hatte er auch in der Unterhaltung mit der Tante Elses Sicherheit und Weltgewandtheit gerühmt.

Sie stand auf und trat vor den Spiegel. Der alte Doktor hatte recht. Sie war in der Tat so bleich, als ob Schreck und Kummer sie niedergeworfen hätten. Das durfte nicht sein! Ihre Sicherheit und Weltgewandtheit sollte der Junge bewundern lernen. Merkwürdig, wie sie plötzlich hinablickte auf ihren Ernst, der ihr doch so lieb blieb, daß jetzt das Spiegelbild zwei große Tränen an den Wimpern trug, weil er von der Höhe des schwärmerisch Angeboteten herabgefallen war. Er war schwach. Also mußte sie für ihn und um ihn kämpfen mit der anderen. Ihr Mann und Eigentum war er und sollte es bleiben.

Da kam ein Grauen vor der Zukunft, vor langen kommenden Jahren, in denen sie ihres Erni nie sicher sein würde, nie ihm trauen durfte, wenn er von ihr ging oder heimkam.

Sie ließ Wein kommen und trank, wie der Doktor gewollt hatte. Schöner wäre es, Ernsts fiebertrockene Lippen zu netzen. Das tat eine Fremde, die Pflegerin. Fast spürte sie Neid oder gar Haß wie gegen die andere, mit der sie um ihren Mann ringen mußte. Aber wie? Wieder sah sie nieder und sann. Am natürlichsten schien es, Ernst mit den Fesseln ihrer Liebe zu ketten. Sie dachte der heißen Küsse von heute nachmittag und der seltsamen Ahnungen, die sie gebracht hatten. Vielleicht, vielleicht lernte er die andere vergessen, wenn sie ihn immer gewähren ließ und wie im Wald bei Markkirch seinen Lippen entgegenkam.

Doch nicht nur ein Gefühl der Scham sträubte sich dagegen. War es Instinkt, oder mahnten verlorene, halb vergessene Worte — beim Lesen eines Buches aufgeschnappt — sie dürfte zunächst ihm nicht mehr als sein liebes Dummchen — ein schmerzender und doch auch süßer Name — gelten, sondern müsse sich seine Hochachtung erretzen. Nicht ein armes Gretel, dem er ein guter Mann zu sein versuchen wollte, mochte sie sein. Ihn gewähren und sich Herzen zu lassen, solange er ihrer Liebkosungen nicht würdig schien, hätte sie zu seinem Ding, seiner Sache gemacht. Bewundert, angebetet wie

die andere, wollte sie über jene triumphieren. Vielleicht der Wein auf leeren Magen ließ sie den endlichen Sieg jetzt ahnen. Oder glaubte sie an ihn, weil sie wußte, daß Ernst sie liebte, wenn er bei ihr war? Wie dem auch sei, erst wenn der Sieg erstritten war, sollte er erfahren, wie gern auch sie an seinen Lippen hing. — —

Um sieben Uhr früh verabschiedete sich Barenheim von der Krankenschwester, die ihn neun Tage gepflegt hatte, und stieg mit dem Handkofferchen in eine Droschke, um zum Hotel Univers zu fahren. Grete erwartete ihn erst im Laufe des Vormittags, aber er wollte sie überraschen, damit sie endlich wieder einmal lachte. Merkwürdig ernst hatte das liebe Dingchen während der letzten acht Tage von früh morgens bis spät abends neben seinem Bett gesessen. Wie der Verband zu erneuern war, wußte sie bald und nahm der Schwester allerhand Arbeit ab, aber duldet nie, daß die Pflegerin aus dem Zimmer ging. Das Mädchen, daß nun doch seine Frau war, schien ihm eine Fremde, weil er ihr immer nur unter den Ohren einer Dritten geplaudert hatte. Jetzt blieben noch vier Urlaubstage, um sie wieder kennen zu lernen, um sie zu Herzen und zu küssen. Vielleicht fand er sie noch im Bett, aber er würde trotzdem in ihr Zimmer treten. Hatte sie doch an seinem Lager gesessen. Der Kopf ward ihm warm, als er eilig die Treppe im Hotel hinaufstieg und die Tür von Stube Nr. 18 aufriß.

In einem weißen Morgenrock saß Grete hinter ihrem Kaffee auf dem Sofa. Natürlich erschrak sie. Brennend roten Gesichts zog sie mit einem leisen Schrei das dünne Tuch vor dem Hals zusammen: „Erni!“

Da war er, den Hut noch auf dem Kopf, neben ihr, warf den rechten Arm um ihre Hüfte, faßte mit der linken Hand ihr Kinn und wollte das süße, morgenfrische Mündchen an die hungrigen Lippen ziehen. Sie wehrte sich.

„Du mußt den Hals gerade halten. Nicht so wild, Ernst!“ Sie machte sich frei und sprang auf.

„Schön ist es doch, dich endlich wieder gesund zu wissen.“ Ihre Augen leuchteten aus dem noch immer tiefroten Gesicht. Die Hände zogen das Tuch des Morgenrocks um den jungen Leib. Sie ahnte garnicht, wie verführerisch sie so stand. Einen Augenblick saß er still, warf den weichen Hut in die Zimmerecke und weidete die Augen an der zierlichen Gestalt, die sein war, ganz sein! In die Arme mußte er sie schließen. Sofort! Er sprang auf. Entschieden wehrte Grete seinen Händen.

„Du darfst nicht so wild sein.“ Dabei flüchtete sie zur Tür der Nachbarstube und legte die Hand auf die Klinke. Es war schwer, seinem Werben nicht nachzugeben. Ihre Wangen brannten. Der Atem war kurz.

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Sticks unter Mitwirkung von Prof. Wolterck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6 a.

ELCHINA Das Stärkungsmittel per excellence

nach Dr. Scarpatetti und Dr. A. Hausmann.

macht leistungsfähig

hebt die gesunkenen Kräfte

stellt den Appetit wieder her

beruhigt und kräftigt die Nerven.

Flaschen à Fr. 2.50 in den Apotheken.

Hauptdépôts: **St. Gallen:** Hechtapotheke, Marktgasse 11; **Zürich:** Uraniaapotheke, Uraniastraße 11; **Davos-Platz** und **Dorf:** Apotheken Hausmann.

➔ Gesucht! ➔

Zum baldigen Eintritt einige tüchtige, solide

Korbmacher

auf Geschlagenes und Grünarbeit.

Korbwarenfabrik Egerkingen (Solothurn).

Gesucht zu möglichst baldigem Eintritt

2-3 Elektro-Monteurs

für Hausinstallationen. Dauernde, gut bezahlte Arbeit.

Offerten an E. MASSHARD, Installateur, Biel, Seestr. 45.

Bayrische Bierhalle Hörnli in St. Gallen

Neugasse 10 ——— Fri. E. GUSSET ——— Marktplatz

189

AUSGEZEICHNETE KÜCHE · BIERAUSSCHANK DIREKT VOM FASS

Gesucht per sofort ein tüchtiger, erfahrener

KOCH

526

für Interniertenanstalt von 150 Mann (am Vierwaldstättersee). Nur solche mit guten Zeugnissen und guten Referenzen kommen in Betracht. Nähere Auskunft erteilt Chiffre 1621 A. F. die Expedition ds. Bl.

Wir suchen zum baldmöglichen Eintritt einige

tüchtige Steingutdreher

Steingutfabrik Ryburg bei Rheinfelden
(Aargau).

524

Gelernte Maurer und Handlanger

zum baldigen Eintritt gesucht.

Baugeschäft M. Sijcher, Lenzburg.

Kürschnergehilfen

518

sucht

A. Ledergerber, Pelzwaren, St. Gallen.

Gesucht

zu sofortigem Eintritt für Wollstück- und Garnfärberei tüchtiger

Färbermeister

sowie einige APPRETEURE.

Wollfärberei u. Appretur Schütze,
A.-G., Zürich 5.

512



o o Decken Sie Ihren o o
literarischen Bedarf
in der Buchhandlung

G. A. Bäschlin

o o vorm. Raillard-Körper o o

Teleph. 906 · Kramgasse 78

o o o o o **Bern** o o o o o

Gesucht! Graphit-Schmelztiegelmacher

durchaus tüchtig und selbständig, finden dauernde, gutbezahlte Stellung. Offerten sind zu richten an das Büro der Schweiz. Schmelztiegelabrik, A.-G., Biel, Bahnhofplatz

Gesucht Großuhrmacher

zu mögl. sofortigem
Eintritt tüchtigen

(Pendulier). Jahresstelle. Offert. mit Gehaltsansprüchen an
W. Häfliger, Uhren-
geschäft Luzern.

ALLE IN DER „DEUTSCHEN
INTERNIERTEN-ZEITUNG“
ZUM ABDRUCK GELANGEN-
DEN TEXTLICHEN BILDER



HERM. DENZ-BERN
GRAPH-KUNST &
CLICHE-ANSTALT
MAUERRAIN 3-TELEPH 954

FINDEN IHRE ANFERTIGUNG
IN DER BESTBEKANNTEN
BERNER GRAPH. KUNST- UND
KLISCHEE-ANSTALT VON

MAUERRAIN 3

HERM.

DENZ.

TELEPHON 954